



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Von Babylon und Jerusalem.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Kunst völlig abgestorben sind, heißt einem haut-gout des geistreichen Charakterisirens fröhnen, der sich mit dem Extrem einer ästhetisirenden Romantik sehr nahe berührt. In dem Rococostyl dieser kleinen Reliefs zeigt sich bereits die Extravaganz, in welche die Berliner Sculptur, durch die technische Virtuosität ihrer charakterisirenden Richtung verleitet, sich verirren kann, wenn sie, dem Boden eines gesunden Volkslebens entfremdet, ganz den Einflüssen einer aristokratischen Atmosphäre anheimfallen sollte.

Vor dem mächtigen Eindruck des Ganzen werden übrigens, namentlich in der Höhe, die kleinern Details fast verschwinden, und in der Gesamtwirkung nur die Großartigkeit des Denkmals das Auge fesseln, das Gemüth ergreifen, den Geist erheben. Es ist ein gewaltiges, in Metall geschriebenes Epos, das in diesem plastischen Gemälde einer großen Zeit sich vor uns entfalten wird, um sie dem Gedächtniß der spätesten Nachwelt noch in lebendiger Gegenwart zu erhalten. Es ist zugleich ein Denkmal der hohen Kunstvollendung, welche die Norddeutsche Kunst an der Hand einer im Protestantismus wurzelnden realistischen Anschauung des Lebens und der Dinge, trotz aller Romantik, zu erreichen vermochte.

A. G.

Von Babylon nach Jerusalem.

Da die Gräfin Hahn durch ihre neueste Schrift, welche der Angabe nach eine Apologie ihres Uebertritts zur Römisch-katholischen Kirche sein soll, eigentlich aber nichts Anderes ist, als eine Selbstverherrlichung nach dem Muster und mit Reminiscenzen aus den Bekenntnissen einer schönen Seele, mit ihrer schriftstellerischen Vergangenheit gebrochen hat, so ist es am Orte, dieselbe in einem Gesamtbilde zu beleuchten. Der erste Roman, mit welchem die Gräfin vor das Publicum trat, „Aus der Gesellschaft“, erschien 1838, zehn Jahre nach Buhver's „Pelham“ und den „Briefen eines Verstorbenen“, fünf Jahre nach Georges Sand's „Lélia“, Guklow's „Bally“, den „Scenen aus dem Pariser Leben“ von Balzac und nach dem Tode Rahel's. Durch diese Zusammenstellung wird das Verhältniß ihrer Poesie zu der allgemeinen Richtung der Zeit ungefähr charakterisirt.

Die Gräfin war damals 33 Jahre alt. Es ist daher eine poetische Lizenz, wenn sie von der Heldin des Romans, der schriftstellernden Gräfin Ida Schönholm, die offenbar ihr Ebenbild sein soll, folgende, ziemlich stark an Balzac erinnernde Beschreibung giebt: „Es war ein seltsamer Kopf, gar nicht schön, doch sehr anziehend; der Schnitt einer Madonna und der Ausdruck einer Sibylle; fatiguirte Züge, die auf mehr als 27 Jahre schließen machten, und ein

durchsichtiges, wechselndes Colorit, das den Hauch der Jugend über sie zauberte; Augen wechselnd im Ausdruck, wie die eines Kindes, und verschieden im Glanz schillernd, wie das Meer, wenn Wolken am Mittag darüber hin laufen; aber zwischen den Augen und dem Aufschlag der lang bewimperten Augenlider ein Zug von unaussprechlicher Schwermuth.“ — Die Augen der Gräfin spielen bekanntlich eine große Rolle in ihrem Leben, und der theilweise Verlust derselben hat zu einer polemischen Episode mit dem großen Operateure Dieffenbach Veranlassung gegeben. Ein Wenig poetische Lizenz liegt auch darin, wenn sie in der Person eines jungen Mannes über ihre Heldin, die im Mondscheine auf einem Balcon mit untergeschlagenen Armen über ihm steht, in folgende Ekstase ausbricht: „Er würde sich nicht gewundert haben, wenn sie auf ihrem rothen Shawl wie auf einer Flamme gen Himmel gefahren wäre“. Ueberhaupt ist die beständige coquette Selbstbetrachtung nicht geeignet, dem Menschen ein klares Bild von sich selbst zu geben; ganz wie Herr von Lamartine ist Ilda Schönholm nicht im Stande, ein Buch zu schreiben, ohne sich im Spiegel zu betrachten, wie schön sie ist, wie holdselig sie die Feder zu halten weiß, und was sie für Augen dazu macht. Selbst wenn sie von Verzweiflung ergriffen sich auf die Ottomane wirft, geschieht es mit sorgfältiger Rücksicht auf ihre Haltung. Je mehr man aber auf diese Weise sich selber anschaut, desto weniger sieht man die Wirklichkeit. Und so ist es auch in geistiger Beziehung. Die Gräfin hat bei ihrem Uebertritt mit großer Befriedigung den Proceß ihres Innern belauscht, aber sie hat sich doch täuschen lassen, sie hat für einen autonomen und großen Entschluß gehalten, was Nichts war als eine Reihe schlechter Reminiscenzen, die man Punkt für Punkt nachweisen kann.

Als sie ihren ersten Roman schrieb, hatte sie schon eine Reihe von Schicksalen erlebt. Ihr Vater, der Graf Karl Hahn, war ein seltsamer Herr. Ein reicher Gutsbesitzer in Mecklenburg, hatte er schon in seinem 17. Jahre durch seinen Aufenthalt in Hamburg 1797 eine so große Begeisterung für die Bühne gefaßt, daß er zuerst auf seinem Gute ein Privattheater im großartigsten Styl errichtete, silberne Rüstungen machen ließ, die Schauspieler aufs Fürstlichste belohnte und dann an die Spitze einer reisenden Truppe trat. In dem Jahre, wo unsere Heldin geboren wurde, 1803, übernahm er das Hoftheater in Schwerin, und gab dabei, wie bei andern Bühnen, so viel aus, daß 1808 seine Güter sequestrirt werden mußten. Nachdem er die Freiheitskriege im Mecklenburgischen Dienste mitgemacht hatte, nahm er 1817 seine alte Beschäftigung wieder auf, und hat sie bis auf seinen, vor Kurzem erfolgten Tod fortgeführt. Er hat in Pommern, in Sachsen, in Lübeck u. s. w. wandernde Truppen geleitet, ist aber selbst persönlich nie aufgetreten, sondern hat sich höchstens mit der bescheidenen Rolle eines Statisten begnügt.

Diese abenteuerliche Lebensweise ihres Vaters war das erste Moment, wel-

ches ihrem Geiste eine eigenthümliche Richtung geben mußte. Das zweite kam bald darauf hinzu. Sie hatte mit ihrer Mutter an verschiedenen Orten Deutschlands gelebt, bis sie sich im 21. Jahre zu Greifswalde mit ihrem sehr reichen Vetter Friedrich Hahn vermählte, der nur ein Jahr älter war, als sie. Die Ehe war unglücklich und mußte bereits im Jahre 1829 gelöst werden; sie hatte also ein ähnliches Schicksal wie Georges Sand. Kurze Zeit darauf begann sie ihre unruhige Laufbahn. Unstät eilte sie von einem Ort zum andern, 1835 nach der Schweiz, 36 und 37 nach Wien, 38 und 39 nach Italien, 40 und 41 wieder durch Italien, Spanien und Frankreich, 42 nach dem Norden, wo es ihr zu kalt war und sie sich unbehaglich fühlte, 43 und 44 nach dem Orient, von wo sie mit großer Abneigung gegen die Europäischen Wirren zurückkehrte: „Das tumultuarische Abendland machte mir einen unangenehmen beklemmenden Eindruck. So eben habe ich zwei volle Monate auf den stillen Fluthen des Nils, umringt von der stillen Wüste, zwischen stillen Ruinen gelebt, und nun auf einmal dieses Lärmen, dieses Treiben, dieser Luxus, diese Hantirung in allen Richtungen des Lebens. Das betäubte mich. Ich war nur zehn Monate entfernt gewesen, allein so gründlich, so mit allen Gedanken und Gefinnungen entfernt, daß ich wie aus einer andern Welt heimkehrte und die Zustände der Heimischen wie mit frisch gewaschenen Augen verwundert betrachtete.“ Sie suchte sich zu orientiren, sie las einige communistische Bücher und machte sich darüber Vorstellungen, wie etwa die Bestrebungen der Zeit beschaffen sein möchten, ungefähr in der vornehm nachlässigen Manier des Herrn von Radowiz in seinen „Gesprächen aus der Gegenwart über Staat und Kirche.“ Das wollte ihr Alles nicht gefallen. Sie fand ihre Seele zu fein gestimmt und zu edel für dieses zerfahrene Wesen, das sie in der Welt sehen wollte und das sie doch nur hineingeträumt hatte. Im September 1847 ging sie wieder nach Italien. Der Verdruß über eine so eben erschienene Satyre, Diogena, die im belletristischen Publicum viel Anklang fand, hatte ihr Deutschland ohnehin verleidet. In Italien traf sie die Revolution, und das Entsetzen über den Abgrund, der sich ihr zu öffnen schien, trieb sie heftiger als sonst nach dem alleinseligmachenden Born der Gnade. „Ganz stupid sah sie auf die allgemeinen Zustände.“ Nach Dresden zurückgekehrt, brach sie allen Umgang ab, denn die meisten ihrer Freunde hatten sich der verhaßten Sache der Revolution hingegeben. „Ich lebte wie der Salamander im Feuer, in dem unauflöslichsten Haß und der unbefiegligsten Verachtung des demokratischen Princips und seiner Vertreter, Anhänger, Nachbeter, und zwar mit solcher Vehemenz und Intensität, daß ich nicht begreife, wie mein Herz nicht hundertmal zerbrochen ist bei all den Unthaten. — Für Kunst, für Literatur hatte ich so wenig Interesse, daß sie gar nicht mehr für mich existirten. — Nach außen schloß ich mich streng ab. Ich will eine Dreade sein, sprach ich zu mir selbst, ein Geist, der im Felsen wohnt, im harten, schroffen, abwehrenden Felsen. Wer weiß, welche Kraft sich durch

Stille und Schweigen in mir entwickeln soll.“ — Der Mai 1849 verstärkte diese Eindrücke. Sie erlebte den Dresdener Aufstand mit, und gleichzeitig traf sie ein harter persönlicher Schlag: ein Mann, der sich ihr in den letzten Jahren angegeschlossen hatte, in dem sie endlich „den Rechten“ gefunden, aber ohne durch ein eheliches Band mit ihm vereinigt zu sein, starb nach einer langen Krankheit. Nach einiger Zeit der dumpfen Muße beschloß sie endlich „Licht zu finden“. Sie ließ sich die Beschlüsse des Tridentinischen Concils, so wie die symbolischen Bücher der Protestanten geben, verglich sie mit einander und fand, daß in der katholischen Kirche allein Seligkeit zu finden sei. Sie fand es, weil sie es bereits vorher finden wollte. Den 1. Januar 1850 schrieb sie an den Cardinal Fürstbischof von Breslau, um ihn zu bitten, ihr zum Eintritt in die Kirche behilflich zu sein; in Berlin trat sie feierlich über, und ruft nun am Anfange ihres Buches mit einem Entzücken und einer Begeisterung, die uns noch mehr ergreifen würden, wenn sie — nicht aus den Bekenntnissen einer schönen Seele abgeschrieben wären: „Ich glaube! O wenn es Worte gäbe, um die Empfindungen auszudrücken, mit denen ich sage: Ich glaube u. s. w.“

Wenn sie dann hinzusetzt: „Es ist, ich möchte sagen, der Vorzug Derjenigen, welche in immensen Irrthümern gelebt haben: wenn sie endlich glauben, so ist es ein immenser Glaube, große Seelen werden schnell durch ihn verwandelt u. s. w.“ — so müssen wir gestehen, daß das vorliegende Buch kein erheblicher Beleg für diese Behauptung ist. Wir finden nicht die geringste Verwandlung. Wir finden dieselbe hohle, gespreizte Eitelkeit, dieselbe Coquetterie, es fehlt nur, wie es bei Damen immer zu geschehen pflegt, wo sie sich in philosophische Reflexionen, d. h. in ein Raisonnement über Dinge verlieren, von denen sie entweder gar Nichts, oder, was noch schlimmer ist, einiges Wenige verstehen, — es fehlt jener Reichthum an kleinen Detailschauungen, die uns eine vielgereifte Frau in der Novelle immer zu geben weiß. Wir haben Nichts weiter, als ein verworrenes und zerfahrenes Gerede über Dinge, die bereits hundertmal besser und gründlicher erörtert sind. Wenn sie von Luther sagt: „Er fand ein Weib, das seiner würdig war. Die entlaufene Nonne schickte sich auf's Beste für den abtrünnigen Mönch; das Maß der gebrochenen Gelübde wurde dadurch erfüllt, und von den niedern Vorzügen der Menschlichkeit der breiteste Besitz genommen,“ — und diesen Ausspruch dadurch erläutert: „Protestantische Menschen müssen alle in einer Weise ihr Leben hinbringen, sie müssen heirathen, sonst sind sie überflüssig und nehmen Andern den Platz fort; abgesehen davon, daß eine gänzliche Unkenntniß des menschlichen Wesens aus dieser einförmigen Einrichtung spricht, liegt ihr auch noch eine erstaunliche Trivialität zu Grunde, denn ihr zufolge wird nur der Leib eines Menschen geschätzt, nicht seine Seele,“ — so ist das zwar gemeiner und abgeschmackter, als irgend Etwas, was sie in ihren frühern Schriften gesagt hat, aber es ist ebenso wenig neu, als es wahr ist. Die Schlegel, Adam

Müller, Werner u. s. w. haben das Nämliche gesagt, wenn auch mit etwas mehr Anstand. Aber die Apostaten sind in einer schlimmen Lage. Das Gefühl, welches sie in die Kirche trieb, ist zwar ein sehr ungesunder, aber immer ein Ausfluß des protestantischen Wesens. Sie haben ihre in protestantischen Vorstellungen und Gefühlen genährte Phantasie übermäßig gesteigert, bis sie sich endlich ein Bild von der Kirche gemacht haben, das zwar mit allerlei Höllestrafen gegen die Keger gemalt, das aber doch selbst ein kegerisches ist. Sie müssen unausgesetzt fortfahren, ihre Phantasie in einer künstlichen Exaltation zu erhalten, denn in der Sprache ihrer bisherigen Bildung können sie nicht reden, ihren Verstand können sie nicht anhören und ihr bisheriges Gefühl müssen sie verläugnen. Ihr Herz wird keineswegs geläutert, denn es wird mit Bitterkeit erfüllt. — Man darf nur in den Denkwürdigkeiten von Barnhagen von Ense die Schilderung in's Auge fassen, welche er von dem Schmutz macht, in dem sich der Convertite Zacharias Werner wälzte. Sie ergeben sich in solchen Visionen und Weissagungen, daß sie endlich ihren neuen Bundesgenossen selbst unbequem werden, und ihre Weisheit wird so tief, daß sie selbst rechtgläubige Katholiken erschreckt. Wenn die Gräfin z. B. den Vorzug der sittlichen Bildung des Mittelalters vor der neuern Zeit dadurch begründet, daß sie die *Mystères de Paris* mit dem *Book de imitatione Christi* vergleicht, so könnte sie ebenso gut die Bildung ihres Schuhputzers als Maßstab der Bildung ihres Jahrhunderts betrachten, und würde im Mittelalter Manche auffinden, die gelehrter und tiefführender gewesen sind, als ihr Schuhputzer; und wenn sie vom Protestantismus behauptet, er habe keine erhabene Sittenlehre gehabt, so ist das freilich verzeihlich, weil sie weder Kant und die übrigen protestantischen Moralisten kennt, noch die katholischen Casuisten; aber eine solche Abgeschmacktheit würde sich doch besser ausmachen als bonmot in einer ihrer Salonnovellen, als in einem angeblich ernsthaft geschriebenen Buche.

Wir finden allerdings den Abfall vom Protestantismus bereits in ihrem frühern Dichten und Trachten vorbereitet. Die Zerkahrenheit eines unbestimmten, durch keinen Kreis sittlicher Pflichten bedingten Lebens, der Hochmuth einer maßlosen Subjectivität, welche nur aus sich selbst das Leben und seine Gesetze schöpfen zu können meint, und das unausgesetzte Tändeln mit halb anempfundenen, halb auf einer krankhaften Nervenreizbarkeit beruhenden Leidenschaften treibt endlich zu einer ebenso krankhaften Sehnsucht nach einem objectiven Halt, den die müde Seele nur da finden kann, wo eine grobe, drohende und zornige Autorität ihr entgegentritt. Sehr richtig schildert sie selber das Gefährliche jener Richtung, die nur in einer „immensen“ Liebe sich befriedigen will: „Aus diesem Sehnen und Streben steigt ein so feiner, süßer, duftiger Egoismus auf, daß er, wie das Arom der schönen Lilie, der lieblichen Drangenblüthe, betäubend, lähmend, berauschend wirkt, so daß, selbst wenn keine Enttäuschungen eintreten sollten, Entnervung und Abspannung sich einstellen und das Herz so schwer und müde machen,

daß es zu Zeiten erliegen möchte vor einer geheimnißvollen Traurigkeit.“ Das gilt aber nicht blos von der absoluten Liebessehnsucht, sondern von jener falschen Richtung unsrer Zeit, die uns einreden will, der Mensch sei nur da, zu genießen oder zu leiden, zu lieben oder zu trauern; eine Richtung, die aber keineswegs protestantisch, sondern im extremsten Sinne katholisch ist, da der Protestantismus uns sehr energisch einprägt: der Mensch ist da, um seine Pflicht zu thun. Die Gräfin hat daher sehr recht, obgleich in einem andern Sinne, als sie es meint, wenn sie von sich selbst sagt: „Es kommt mir vor, als sei meine Seele von jeher eine schlafende Katholikin gewesen. Im Schlaf ist man nicht zurechnungsfähig; da ziehen die wunderlichsten Träume, die unsinnigsten Vorstellungen, die zusammenhanglosesten Bilder an uns vorüber. . . . Als meine Seele wach wurde, fand sie sich katholisch, denn Alles, was die Protestanten lehrten, hat sie nie begriffen, nie sich zur Nahrung machen können.“ Das ist sehr erklärlich, denn die Protestanten sprechen von Pflicht, und die Katholiken singen von Liebe und Gnade. Ganz zum katholischen Wesen gehört auch der maßlose Stolz, den sie an sich selber sehr richtig schildert: „Nichts und Niemand imponirte mir oder blendete mich, Allen und Jedem stellte ich mich höchst bestimmt und gelassen gegenüber und dachte: Du bist Du, und ich bin ich, und nun wollen wir mit einander reden. Ich war wie verzaubert in mein Ich, und wußte von keiner Art von Autorität.“ Daß eine solche Stimmung viel eher dahin gebracht werden kann, sich mit blinder Anbetung vor den dunkeln Wetterwolken einer höhern Macht niederzuwerfen, als sich mit Respect und bescheidenem Streben der Wirklichkeit anzuvertrauen und erst mit Anstrengung und Hingebung zu lernen, ehe sie ihr Urtheil spricht, liegt in der bekannten Wahrheit, daß die Extreme sich berühren. Das maßlose Selbstgefühl phantastirt und schwindelt sich leichter in eine maßlose Ehrfurcht hinein, als daß sie sich mit wirklicher Aufopferung in sie hineinarbeitet. Das Herz, das sich nur auf sich selber bezieht, fühlt sich unbefriedigt und weiß sich nicht anders zu helfen, als daß es in glühenden Bildern anticipirter Glückseligkeit schwelgt, die seine eigene Größe ihm bereiten wird. „Ich werde noch einmal Etwas thun, worüber die Welt ganz anders erstaunen wird, als daß ich Faustine geschrieben habe,“ rühmte sie in demselben Augenblick, wo, wie es ihr häufig zu geschehen pflegte, „neben dem Gefühl unermesslichen Glückes die gründlichste Unbefriedigtheit in dem Gewande einer ganz übermenschlichen Langenweile auftauchte.“ Eitelkeit und Langeweile, das sind die besten Motive zur Apostasie. Schon häufig hatten vereinzelte Anschauungen vom Katholicismus, dessen Glanz und Schimmer sich einer halbreifen Bildung leichter aufdrängt, als der protestantische Ernst, sie mit bequemer Entzücken erfüllt; in ihrem Buche „Jenseits der Berge“ schwärmte sie, wenn auch mit frivolen Beimischungen, für die grandiosen Trümmer der Römischen Kirche; vom Berge Karmel aus schrieb sie an ihre Freunde in der Manier Chateaubriand's und Lamartine's, wie es die ästhetische Convenienz

mit sich brachte, so daß diese voreilig glaubten, sie wäre schon katholisch geworden. Sie führt es mit einer gewissen Indignation an, daß man ihr nicht mehr entgegen kam: „Ich hatte allerdings den Versuch gemacht, die ersten Schritte, welche mich in die katholische Kirche hätten führen können, zu thun, allein man traute mir wol nicht Ernst und Ausdauer genug zu, oder zu viel Phantasie, d. h. in diesem Falle Launenhaftigkeit, und der Versuch blieb ohne Erfolg.“ Die frommen Männer haben sie besser verstanden, als sie sich selber, wenn sie nun coquettirt: „Was ich für Kraft vergeudet habe, das ist ein Jammer, denn vergeudet ist Alles, was nicht zum Heil der Seele gereicht,“ und wenn sie beschreibt, wie der Vers des Jesaias: „Mache dich auf, werde Licht, Jerusalem,“ einen immensen Eindruck auf sie machte. „Ich stützte den Kopf in die Hand und blieb so sitzen vor dem aufgeschlagenen Buch, ich weiß nicht wie lange“ u. s. w. u. s. w., ganz wie Herr von Lamartine, über dessen komödienhaftes Wesen sie sich mit Recht beschwert, als er beschloß, aus Frankreich eine Republik zu machen.

Indessen diese Selbstgeständnisse, wo es sich um individuelle Stimmungen handelt, sind wenigstens bis zu einem gewissen Grad von Interesse, dagegen sind ihre Deductionen über die Sache selbst so langweilig als leer. Nur ein Umstand tritt daraus hervor, daß nämlich die Revolution ihr deutlich gemacht hat, wie die Parteien sich scharf an einander schließen müssen, und wie das festeste Schiboleth der unbedingten Reaction die katholische Kirche ist. Sehr richtig sagt sie darüber, und auch wir wollen uns diesen Grundsatz zu Herzen nehmen: „Ich habe Nichts dagegen, exclusiv genannt zu werden; ich habe gerade in der Zeit der Revolution das Vergnügen gehabt, Personen bei mir zu sehen, von denen es mir bis zu dieser Stunde räthselhaft sein würde, weshalb sie mich überhaupt aufgesucht haben, wenn nicht der allgemeine gallertartige Zustand es erklärte, der Allen, von welchem Glauben, welcher Partei, welcher Farbe sie sein mochten, eine energische Begrenzung unmöglich machte. Dazu das Deutsche Vorurtheil, möglichst vielseitig sein zu müssen, d. h. Alles aufzunehmen und Nichts zu verarbeiten, und die bedenkliche Annäherung, über allen Parteien stehen zu wollen, und die unerquickliche, marklose Zerflossenheit ist nicht sowol erklärt, als erkannt. Unser Einer täuscht sich fläglich mit dem Wahn, über den Parteien stehen zu wollen; er lebt nur im Nebel über Alle und Alles, und deshalb wähnt er auf den Höhen zu leben.“

Indem wir diesen Satz unsrer Heldin, die recht verständig sein kann, wenn sie sich Mühe gibt, vollständig adoptiren und seine Beherzigung wünschen, gehen wir zu ihren frühern Schriften über.

Vor ihren bereits angeführten ersten Novellen hat sie in den Jahren 1835 bis 1837 mehrere Gedichtsammlungen herausgegeben, darunter eine: „Die Venetianischen Nächte.“ Ihre übrigen Schriften folgten sich: *Australien*, 1839; *Der Rechte*, 1839; *Jenseit der Berge*, 1840; (eine Art Reisebeschreibung aus Italien,

ungefähr in der Manier, wie sie G. Sand in ähnlichen Stücken charakterisirt, sentimentale Apercus mit verwirrten Anschauungen vermischt;) *Faustine*, 1841; *Reisebriefe*, 1841 (aus Spanien, Frankreich u. s. w.); *Ulrich*, 1841; *Cecil*, 1841; *Sigismund Forster*, 1841; *die Kinder auf dem Abendberg*, 1842; ein *Reiseversuch im Norden*, 1843; *Elisia Conti*, 1844; *zwei Frauen*, 1845; *Sibylle*, 1846; *Lewin*, 1847 (zum Theil veranlaßt durch die oben erwähnte Satyre).

Das fashionable Publicum hat ihre Werke mit großer Anerkennung aufgenommen; sie ist die gelesenste unter allen Deutschen Belletristen. Dagegen hat sich die Kritik unausgesetzt gegen sie empört, zum Theil über Gebühr, weil man nur die Parteischriftstellerin betrachtete und das wirkliche Talent übersah. Alles Schlimme, was von ihr gesagt worden ist, hat Fanny Lewald, die Dichterin der *Jenny* (1843), so ziemlich in ihrer *Diogene* zusammengetragen (1847). In diesem Roman, der die schriftstellerischen Schwächen der Gräfin ungefähr in derselben Weise verspottet, wie Hauff in seinem „*Mann im Mond*“ die Manier Claren's, können wir zusammengedrängt, wenn auch caricirt, die verschiedenen Seiten ihrer Richtung verfolgen. Fanny Lewald hat ihr nicht blos die kleinen Schwächen ihres Gemüths, ihres Charakters und ihrer Schreibart abgelauscht, sondern sie ist auch auf die Grundquelle derselben zurückgegangen, auf jenen raffinirten Egoismus des Herzens, das in sich selber den Brennpunkt der Welt anschaut und in den Menschen nicht gleichberechtigte Wesen, sondern nur Gegenstände der eignen „*Emotion*“. Sie hat ganz richtig gesehen, daß diese Isolirung des Herzens sich an ihm selber rächt, denn sie führt zu einem willkürlichen Denken und Empfinden und dadurch in ein Ideenlabyrinth, aus welchem kein Ausweg zu finden ist. Wenn sie ihre Heldin im Wahnsinn enden läßt, so ist das freilich hart und vom künstlerischen Gesichtspunkt zu verwerfen, denn jede echte Satyre soll humoristisch abschließen, aber an sich ist es nicht ganz unrichtig. Zügellose Willkür der Phantasie und leidenschaftliche Selbstsucht des Empfindens führen zwar nicht immer zum physischen Wahnsinn, wol aber zu jener geistigen Verworrenheit, in der man keinen Schritt mehr berechnen kann, denn es ist kein Gesetz vorhanden.

Aber das Bild ist doch nicht vollständig. Zum Theil ist in diese einzige Individualität zusammengedrängt, was sich bei dem weiblichen Gemüth, wenn es über seine Schranken hinaustritt, überhaupt findet, bei Fanny Lewald so gut, wie bei dem Gegenstande ihrer Satyre, theils ist auf die guten Seiten, die doch der Gräfin nicht fehlen, gar keine Rücksicht genommen. Einmal hat sie etwas mehr Esprit und Eigenthümlichkeit, als die meisten übrigen Schriftstellerinnen; sodann ist sie in einem freilich beschränkten Kreise der Welt wirklich zu Hause, und macht daher trotz ihres Raffinements zuweilen den Eindruck einer gewissen Natur. Zudem erhebt sie ihr aristokratisches Selbstgefühl, welches freilich in anderer Beziehung verlegend genug auftritt, über jene Gemeinheit, die sich bei

emancipirten Frauen ohne Stolz häufig genug breit macht; sie wird nie cynisch und eigentlich auch nie recht boshaft.

Um ihre Eigenthümlichkeiten zusammenzufassen, könnte man sie etwa auf folgende Momente zurückführen: sie ist ein Weib; sie gehört mit voller Seele einer Aristokratie an, die doch nicht recht Aristokratie ist; sie ist von der modernen Französischen oder jungdeutschen Bildung bis ins innerste Mark durchdrungen und glaubt sie doch zu hassen; sie ist endlich ohne Vaterland, ohne einen Mittelpunkt ihrer Bestrebungen, eine unruhige Wanderin im Labyrinth des Lebens.

Wenn man den weiblichen Schriftstellern eine zu große Einförmigkeit in dem Kreis ihrer Darstellungen vorwirft, so verlangt man von ihnen das Unmögliche. Der Schriftsteller kann nur Dasjenige geben, was er wenigstens in analogen Formen durchgelebt, durchempfunden, durchdacht und durchgekämpft hat. Das Leben der Frauen ist enge umgrenzt, und wenn sie diese Grenze auch mit Haß empfinden, so wird sie durch den Haß doch nicht aufgehoben. Die Frau kann einen Mann nie vollständig schildern, denn sie versteht es nicht, was eine concentrirte, auf ein bestimmtes Ziel geleitete und mit unablässiger Ausdauer verfolgte Anstrengung heißt. Die Frauen sind leicht geneigt, ihre Menschenkenntniß zu überschätzen, denn sie haben einen feinen und scharfen Blick für die kleinen Schwächen, in welche sie selber nicht verfallen, weil ihr Leben ihnen dazu keine Gelegenheit bietet. Sie empfinden z. B. auf das Feinste jeden Mangel an Muth beim Manne heraus, und sind dann unbarmherzig, wie das unbetheiligte Publicum, welches ebenso wenig jemals activ ist, als sie. Die Lächerlichkeit des pedantischen Wesens, in welches bei der weit getriebenen Theilung der Arbeit in unserer Zeit und der nothwendigen Selbstbeschränkung jeder Mann bis zu einem gewissen Grade verfällt, entgeht ihnen um so weniger, da auch in den beschränktesten Verhältnissen sie selber immer zu einer gewissen Totalität gelangen. Sie haben eine Neigung zur unbedingten Verehrung, sie bilden sich, wie man das nennt, ein Ideal, und verfallen dann um so leichter in eine ironische Stimmung, weil dieses Ideal in der Regel Widersprüche enthält. Die Heldinnen unserer Dichterinnen suchen darum „den Rechten“ vergebens, weil er widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen soll, heroische Männlichkeit und unbedingte Abhängigkeit von den Launen und Stimmungen des geliebten Weibes; sie wollen von dem Geliebten bis in die zartesten Fasern ihres Empfindens hinein verstanden werden, und doch soll er Nichts von jenen weiblichen Eigenschaften haben, die ein solches Verständnis allein möglich machen. Diese beständig getäuschte Erwartung, die bei der Gewohnheit, Romane zu schreiben, natürlich noch viel intensiver und romantischer wird, bringt bei unserer Dichterinnen jene marklosen Gestalten hervor, die mehr ein Ausdruck ihrer eigenen Bitterkeit, als einer objectiven Erfahrung sind, da der Mittelpunkt ihrer Geschichte stets durch die Reminiscenzen ihres eigenen Lebens bestimmt wird, und da für das Weib das persönliche Verhältniß das einzige

Motiv ist, während der Mann sich stets in eine objective Thätigkeit versenkt. So kann die Dichterin Morgen- und Abendland, Süden und Norden mit dem sinnigsten Blick von der Welt durchschauen, und sie wird doch bei dem größten Farbenreichtum in ihren Gestalten immer nur das Konterfei ihrer eigenen kleinen Welt geben.

Schon die erste Bildung der Frau ist ungesunder, als die unsrige. Nach unserm modernen Erziehungssystem lernen sie sehr viel; sie gewinnen nicht allein Kenntnisse, sondern auch vorzugsweise Fertigkeiten, aber sie lernen nicht den Ernst der Arbeit. Es wird ihnen Alles aus der zweiten Hand überliefert, sie lernen sehr leicht Urtheile über Religion, Politik, Literatur, einzelne Menschen mit großer Geläufigkeit als geprägte Münzen ausgeben, und sind um so verschwenderischer damit und halten sich für um so unbefangener, je gedankenloser sie den Analogien folgen, welche die ersten Eindrücke ihrer Kindheit ihnen bieten. Bei ihrer unvollkommenen und lückenhaften Bildung haben sie die größte Neigung zu Paradoxien, weil ihnen bei der Beschränkung ihrer Kenntniß auf das Einzelne überall die Vermittelung fehlt. Die Neigung zu Paradoxien ist ein untrügliches Zeichen für einen halbreifen Menschen; sie hat aber etwas sehr Anziehendes, wenn sie mit Witz und einer gewissen Empfindung gepaart ist. Es wird dann jene raffinierte, mit starker Ironie zersekte Empfindsamkeit daraus, welche sich bei der weiblichen Literatur unserer Tage nicht blos auf die Frauen erstreckt. Es ist daher auch selten, daß Frauen einen guten Dialog schreiben können, obgleich ihre wirkliche Unterhaltung in der Regel besser ist, als die der Männer. Bei dem geschriebenen Dialog verlangt man Consistenz und Zweck und wird durch beständige Sprünge verwirrt, während in der wirklichen Unterhaltung ein leichtes, gegenstandsloses Spiel die angenehmste Form ist.

Bei einer starken und geistig wirklich begabten Natur muß diese Stellung des Weibes, wenn sie nicht durch die gesunde Erfüllung beschränkter und bestimmter Pflichten corrigirt wird, das Gefühl der Unbehaglichkeit, Leere und Unwahrheit hervorrufen. Daher jene Sehnsucht nach der sogenannten Emancipation der Frauen, wobei sich Jeder etwas Anderes und Niemand etwas Bestimmtes denkt. Schon in ihrem ersten Romane sprach die Gräfin den Wunsch aus, entweder zu den Zeiten der Aspasia, oder der heiligen Theresie gelebt zu haben, weil eine immense Seele sich nur in immenser Lust oder in immenser Aufopferung befriedigt. Sie hat wol von der Einen so wenig Vorstellung gehabt wie von der Andern. Eine praktische Emancipation nach Art der Lola Montez, oder wie sie in weniger üblem Sinne jede Künstlerin bis zu einem gewissen Grade durchführt, wird ihr nicht genügen, weil dieser der aristokratische Duft fehlt, in welchem sich die Neigung einer zart gestimmten Seele allein bewegen kann. Noch weniger jene projectirte Emancipation der Radicaleten, die darauf herauskommt, das specifisch Weibliche aufzuheben, so weit es nicht der Natur, sondern der

Convenienz angehört. Gerade dieses specifisch Weibliche will unsre Gräfin nicht allein erhalten, sondern sie will es auf den Thron des Lebens erheben, wie es in der katholischen Kirche auf dem Thron des Himmels sitzt. Eben darum ist ihre Befreiung des Weibes exclusiv, sie bezieht sich nur auf schöne Seelen und Edelfrauen, die das specifisch Weibliche in ihrer Erscheinung zur vollendeten Form entfaltet haben; Köchinnen und Bürgermädchen werden nicht emancipirt, ihre rothen Hände und plumpen Füße erlauben es nicht. Das Leben soll sich durch den Einfluß der Frauen verklären; die einseitigen, schroffen und unschönen Tendenzen der Politik, der Akademie, des Rechts und der Kunst sollen um die Ottomane einer schönen Seele kreisen, wie um einen Focus, und in ihm sich vermitteln; Politik und Religion sollen im Salon verhandelt werden, die Philosophie und Kunst als ihre höchste Aufgabe ansehen, an dem holden Räthsel eines genialen Weibes ahnend herumzutasten. Wenn die Launen und Stimmungen eines hysterischen genialen Weibes die Welt regieren, wenn Herr v. Radowiz das düstere und langweilige Gewebe der Politik in einen Rebus zusammengefaßt haben wird, an welchem ein feines Gemüth sich ahnend versucht, dann wird die goldene Zeit für unsre Dichterin gekommen sein, denn sie wird ihre souveraine Melancholie als die Melancholie der ganzen Welt Gott ins Gesicht werfen können, da sie die ganze Welt in ihrem Strickbeutel trägt.

Da aber eine solche Lösung des schönen Räthsels zu lange auf sich warten lassen könnte, liegt der andere Ausweg nahe: die ganze Fülle unverstandener Sehnsucht und gegenstandsloser, aber tiefer Seufzer in die Brust eines Wesens zu senken, welches man sich gerade so vorstellt, wie man es braucht. Alle sogenannten genialen Weiber haben Momente religiöser Ekstase, Augenblicke, in denen sie einen Gott suchen, der ihnen eigen angehört. Das ist der Fall bei den erdichteten Figuren dieser Art wie bei den wirklichen, bei der Käsa, der Lucinde, der Wally, wie bei der Rahel und Bettine. Auch die Stellung einer büßenden Magdalene hat etwas Anziehendes und Reizendes, wenn sie mit einer passenden Staffage umgeben ist. Freilich sind es nur Ausnahmefälle, in denen die Befehring so weit getrieben wird, daß sie zu einer Ostentation vor dem Publicum führt, wie bei Frau v. Krüdener, deren Valerie (1804) in vielen Beziehungen an die Novellen der Gräfin Hahn erinnert; aber auch in solchen Dingen thut die Mode viel, und es ist nicht zu läugnen, daß gerade jetzt bei geistreichen Damen eine intensive Religiosität eben so wieder zum guten Ton gehört, wie in frühern Tagen eine starke Freigeisterei. Wir haben an der Johanna von Vandrenil vor einiger Zeit ein Beispiel dieser Erweckung gezeichnet.

Die Wichtigkeit, die man alsdann geneigt ist, einer derartigen Veränderung der Stimmung und Laune beizumessen, entspringt zum Theil aus dem unwahren Verhältniß, in welchem sich der Ton des Umgangs zwischen Männern und Frauen in unsern Tagen bewegt. Die Guldigung, die man den Frauen in Chevaleresken

Zeiten darbrachte, war doch immer nur eine scheinbare; der starke Ritter kämpfte mit Riesen und Drachen, um durch ein Lächeln von schönem Munde belohnt zu werden; es fiel Niemandem ein, in dem Weibe Eigenschaften zu verehren, die ihm in geringerem Maße zukommen, als dem Manne. Heutzutage aber ist die alte Convenienz der Galanterie geblieben und dabei auf Dinge übertragen, die ihren Sinn vollständig verkehren. Die Frauen lassen sich als Ebenbürtige in den geistigen Kampf der Männer ein, und verlangen dabei doch jene Schonung, die man früher unter dem Schein der Huldigung der Schwäche angedeihen ließ. Diese Unwahrheit, die man doch im Stillen fühlt, treibt dann zu einer Steigerung des weiblichen Wesens, zu jenem nicht zu berechnenden fortwährenden Wechsel der Stimmungen und Einfälle, der den Zuschauer verwirrt, weil er instinctmäßig nach einem Gesetz sucht, wo keins vorhanden ist, und da es namentlich bei der jüngern Literatur zum guten Ton gehört, nur das Unklare tief und nur das Zusammenhanglose erhaben zu finden. Die romantische Schule, die vorzugsweise jene Verkehrung der Geschlechter gepredigt hat, trägt zum großen Theil die Schuld von diesem unwahren Verhältniß. Tritt nun vollends die aristokratische Neigung hinzu, die sich in der Männerwelt bei der Versenkung derselben in die bürgerlichen Interessen des Erwerbs oder des Beamtenthums vergebens nach den Fouqué'schen Nebelbildern der Ritterlichkeit umsieht, so kommt man bald dahin, im Salon den einzigen Rest jenes freien, berufslosen, ätherischen Daseins zu finden, und in den Frauen die letzte Spur des vornehmen Wesens, da die ganze Männerwelt bis zum Grafen herauf durch Actenstaub oder durch Börsenspeculationen encanaillet ist.

Man würde aber irren, wenn man in den Schriften der Gräfin Hahn eine wirkliche Darstellung der Aristokratie suchte. Eine wirkliche Aristokratie ist undenkbar ohne eine große Macht und einen großen Blick in die öffentlichen Verhältnisse. Die Engländer haben eine wirkliche Aristokratie, die unabhängig ist von dem günstigen Lächeln eines Fürsten, unabhängig von dem Geschmack der Pariser Schneider. Man darf nur einen beliebigen Roman der Englischen Schriftstellerinnen aufschlagen, welche die höhere Gesellschaft schildern, z. B. der Lady Charlotte Bury, um den grenzenlosen Unterschied zu erkennen. Die echte Vornehmheit des Aristokraten beruht auf dem Gefühl einer realen, in langer Tradition fortgeerbten Macht und in der Sicherheit seiner Stellung, die ihn auch dem Höchsten ebenbürtig setzt; sie ist daher höflich, bescheiden und kalt, niemals herausfordernd, wie unsere kleine Noblesse, die nur vornehm thut, und durch den beständigen Widerspruch zwischen ihren Idealen und der Wirklichkeit einen unabweislich komischen Eindruck hervorruft. Auch wir in Deutschland haben wenigstens in manchen Provinzen noch eine wirkliche Aristokratie, der zwar die eigentliche Weihe der Englischen, die politische Einsicht und Uebung und der Stolz einer großen Nation fehlt, die aber in ihrem bedeutenden Besitz zu sicher ist, als daß es ihr einfallen sollte,

ihre Existenz erst durch Unverschämtheiten zu beweisen. Diese Aristokratie ist der Gräfin Hahn unbekannt; ihre Affektoren und Regierungsräthe, ihre Kammerherren und reisenden Kosmopoliten müssen sich erst durch die stolze Herablassung, mit der sie die unterwürfigen Bedienten behandeln, legitimiren, sie müssen ihre aristokratische Geburt durch den Bau ihres Fußes, ihre aristokratische Bildung durch die Feinheit ihres Stiefels beweisen. Diese Abhängigkeit von Schuster und Schneider ist weit entfernt von jener Sicherheit, mit welcher der echte Aristokrat im schlechtesten Flansrock das Gefühl in sich trägt, ein Pair aller Könige zu sein. Ein bureaukratischer Staat, wie der Preussische, unterdrückt schon durch seine Gymnasien, seine Prüfungen und seine Amtsgeschäfte unmerklich das Bewußtsein der ständischen Unterschiede, und was die äußere Tracht des Militairstandes daran ändert, wird wenigstens zum Theil wieder durch die untergeordnete pecuniäre Stellung desselben aufgehoben. Seitdem es dahin gekommen ist, daß man nicht bloß in der Massenhaftigkeit, sondern auch in dem feinen Raffinement des Luxus die Vorzüge der höhern Stellung sucht, ist der reiche Jude, der seiner Tochter eine gute Bildung geben läßt, im Stande, sie mit allen Damen von echtem Blut wetteifern zu lassen. Die ängstliche Genauigkeit, mit welcher die Gräfin Hahn den Lustre ihres Geschirrs und den Parfüm ihrer Toilette beschreibt, ist nur ein Zeichen dafür, daß der Adel, wie sie ihn versteht, seinen eigenen Schwerpunkt verloren hat. Noch schlimmer ist es mit dem blasirten belletristischen Salongeschwätz. Wenn die vornehmen Damen ihre Noblesse darin zeigen wollen, über Goethe und Schiller, die Peterskirche und das Colosseum, das Meer und die Alpen, über Beethoven und Bach immense Gefühle zu hegen, setzen sie sich der Gefahr aus, von dem ersten besten Noturier überwunden zu werden. Zudem kommt den Deutschen Schöngeistern das Alles erst aus der zweiten Hand, und hat den Stempel des Gemachten. Eine bloß sociale Aristokratie ist schon an sich etwas Unhaltbares, aber sie wird dadurch noch erträglicher, wenn sie mit einer gewissen Naturkraft und mit der vollständigen Durchbildung der Franzosen auftritt, wie in Balzac's Schilderungen aus dem Faubourg St. Germain, die eigentlich eine Fortsetzung der Chronik des Oeil de boeuf und der Geschichten aus der Regentschaft sind. Damals aber trug die Aristokratie einen Degen an der Seite, seine Spitzen und sammetne Gewänder; der moderne Tract hat einen demokratischen Einfluß ausgeübt, als alle Predigten der Communisten. Die Versuche unsrer schönen Seelen dagegen, die Noblesse des Herzens mit der Noblesse der Kleidung zu vereinigen, führen zu einem leeren und haltlosen Treiben, welches nothwendiger Weise mit der Langenweile der Blasirtheit endigt. So steht eigentlich die angeblich aristokratische Schriftstellerin genau auf derselben Stufe der Bildung, wie das junge Deutschland und wie die Französischen Romanschreiber, nur daß die Letztern in einer reinern Sprache schreiben und nicht, wie die Deutschen, den Mangel ihres eigenen Ausdrucks durch Entlehnung aus der Fremde überdecken,

und daß sie einfacher sind in ihrer Leidenschaft, eben weil sie einseitiger sind. Das junge Deutschland hatte kein Recht, sich gegen die Manier der Dichterin aufzulehnen, denn es hat dieselben verschwommenen, willkürlichen und capriciösen Gestalten hervorgebracht, mit demselben Französischen Firniß überkleidet und mit denselben Einfällen über Kunst, Politik, Religion und dergleichen verziert. Ich muß gestehen, daß die Faustine unter all diesen jungdeutschen Versuchen, Probleme ohne bestimmte Fassung und Gestalt zu lösen, noch immer der leidlichste ist, und wenn man sie mit ihren Standesgenossen vergleicht, dem Fürsten Pückler und dem Herrn von Radowiz in seinen „Gesprächen über Staat und Kirche“, so dürfte schwer zu bestimmen sein, wer von ihnen in seinen Anschauungen und Empfindungen klarer und sicherer ist.

Auf die Form ihrer Schreibart hat wol Balzac den meisten Einfluß ausgeübt, dem sie auch darin nachahmte, daß sie denselben Kreis fingirter Personen, die gleichsam die Typen der Gesellschaft sein sollen, in all' ihren Romanen wieder auftreten läßt. Die Art, wie sie porträtirt, ist ganz Balzac. Der eigentliche Geist ihrer Werke steht aber Heine's Reisebildern am Nächsten. Daß der Eine demokratische und revolutionaire Gelüste hegte, während der Andere für Adel und Königthum schwärmte, kommt ziemlich auf Eins heraus. Die Berechtigung ist bei Beiden gleich. Ueberhaupt hat diese moderne Reisewuth, die ohne bestimmten Zweck, ohne dauernde Anstrengung, ohne warmes Interesse überall nur mit halber Einsicht nach beständig neuen Eindrücken hascht, die alle Liebe zum Vaterlande untergräbt, die sich von der Stimmung der entlegensten Zonen einen oberflächlichen Anflug zu verschaffen weiß, aber ohne daß Etwas haftet, und die daher zuletzt zu jener fixirten ironischen Stimmung, zu jener abgespannten, blasirten Gleichgültigkeit gegen alle Dinge führt, sehr viel Schuld an der Unwahrheit unsers belletristischen Lebens und Treibens. Glücklicher Weise scheint diese Manier, auf Reisen zu gehen, um nach Emotionen zu jagen, jene Manier der Chateaubriand, Lamartine, Pückler, Heine, Laube, der Hahn u. s. w., auch der G. Sand, die jeden Augenblick geneigt ist, sich Etwas vorzulügen, wenn die Emotionen nicht von selbst kommen wollen, und die dann mit der leichtfertigen Trivolität eines unbetheiligten Touristen über die ernsthaftesten Fragen abspricht, jetzt allmählig vorüber zu sein; man reißt jetzt wieder, um zu studiren, oder um sich zu erholen; sein Herz findet man am heimathlichen Herde. Dies ist in der That der Ort, auf dem allein eine Wiedergeburt der neuern Zeit von der Lüge zur Wahrheit stattfinden kann. Nicht in Babylon und nicht in Jerusalem sind die Räthsel des Geistes zu lösen, denn das Eine wie das Andere sind träumerische Schattengestalten, von denen es nicht wundern kann, wenn sie den Eindruck machen, daß Alles in der Welt eitel ist, sondern auf dem Boden, mit dem wir durch unsre Geschichte, durch unser Herz und durch unsre Interessen verwachsen sind. J. S.